



ERNST WIECHERT

VON MUTTER UND KIND

Bilder alter und neuer Meister

Die Betrachtung dieser Bilder ist auf eine zwiefache Weise ergreifend: durch die Darstellung eines Zustandes, den wir als den reinsten des Menschseins überhaupt ansehen, und durch die Darstellung einer Beziehung, die uns immer als die tiefste erscheinen wird, mit der unser Dasein begnadet worden ist. Wir können alles auslöschen, aber niemals unsre Kindheit. Wir können alles verleugnen, aber niemals unsre Mutter. Es ist seltsam zu erfahren, wie bei jedem weiteren Anschauen dieser Bilder hinter dem Tröstlichen und Beglückenden der Gebärde eine wehmütige, fast schmerzliche Ferne sich auftut. Alle diese Kinder sind eingeschlossen in die Welt der Liebe, die sie gebar. Sie werden genährt oder geleitet, umfassen oder liebend betrachtet, gehalten oder gelehrt. Aber sind sie nicht auf eine seltsame, ja auf eine fast erschütternde Weise allein? Eine Welt voller Einsamkeit, die Hunger und Spiel, Gehorsam und Zärtlichkeit besitzt, verbunden mit denen, die daß alles gewähren, fordern uns still machen, aber die, wenn sie es empfangen hat, doch wieder in das Ihrige zurückkehrt. Die Kinder, die bei Chardin beten, sie sprechen, was man sie gelehrt. Aber wissen wir etwas von dem Gott, zu dem sie die Hände falten? Ist es der gleiche, zu dem die sich neigende Mutter gebetet hat, als sie fühlte, wie etwas Zweites unter ihrem Herzen schlug? Das Kind bei Seganini, das den Apfel hält, wohin lächelt es? So weit fort aus dem Ernst mit dem die Mutter niederschaut? Das kleine Menschenkind bei Pieter de Hooch, das vor der halb offenen Tür steht, in welche fremde Welt blickt es aus? Es ist nicht die Stille seines eigenen Heimes oder Gartens, nicht dieselben Dinge, Blumen und Tiere, die seine Mutter sehen würde, wenn sie aufstände von ihrem stillen Spiel. Es ist die große, bunte und fremde Welt der Kindheit, die ganz für sich) ist, die so aussieht, wie sie von der Schwelle des Märchens aussehen würde, süß und schrecklich zugleich, uns in die die Worte der Großen nur wie ein fernes Wasser tropfen, kühl und fremd und außer unsrer Spur.

Und das Mädchen bei Holbein: wohin blickt es mit dieser ratlosen Traurigkeit? Auf seinem Herzen ruht doch sie haltende Mutterhand, und neben ihm steht doch der Bruder, so des Glaubens voll an eine gewisse und verheißene Zukunft? In welche Weglosigkeit greift denn diese linke Hand, und von welchem Schicksal ferner, so ferner kommender Zeit werden diese Augen getrübt und gebannt?

Und nun geht es uns vielleicht auf, was hinter der Spalte des Vorhangs erscheint, den diese Künstler - so groß in ihrer Kunst - mit den vertrauten Bildern der Innigkeit geschmückt haben. Ihre Größe ruht darin, daß sie diese Spalte nicht vergessen haben, daß sie sie so scheu angedeutet haben, daß nur die Wissenden sie erblicken, indes die andern sich an dem Frieden der Szenen tröstlich erfreuen. Denn hinter diesem Vorhang steht das Große dieser Welt auf: das Leben.

Dies also wird das eine Ergreifende sein: daß hier in die Gebärde innigster Liebe und Zusammengehörigkeit, die fast noch Gleichheit ist, ein Abgrund geschoben ist eben das Leben. Daß in dem Geformten, Gestalteten und Gereiften des mütterlichen Antlitzes schon geschrieben steht, was in dem kindlichen Antlitz noch nicht da ist oder nur wie eine dumpfe Ahnung seine ersten leisen Schatten legt. Das Kind bei Vigée-Lebrun, es hat die Augen der Mutter, nur reiner, größer, spiegelnder, aber sie lächeln nicht. Es hat den Mund der Mutter, nur herber und keuscher, aber er lächelt nicht. Welch ein langer Weg steht ihm bevor, ehe es das gewinnen wird aus der Wirrnis der Welt! Welch ein langer Weg für die Tochter Holbeins, ehe sie werden wirb, wie die Mutter ist! Diese Mutter, hinter deren Augen noch die Tränen zu schimmern scheinen, die sie geweint, bevor dieses Gesicht von innen her so gehalten wurde, wie es durch den zarten Schleier von außen gehalten wird. Und das wird daß andre Ergreifende sein: daß trotz diesem Abgrund des nicht gemalten Lebens, daß trotz der Spalte im fast geschlossenen Vorhang hier doch die tiefste Tröstung gemalt worden ist, die wir jemals erfahren können. Desselben Glaubens, desselben Volkes, derselben Liebe sein ist viel. Aber es versinkt hinter dem desselben Blutes Sein. Wohin diese Kinder auch gehen werden, die hier an halb offenen Türen stehen, oder die Seinebrücke hinaufsteigen, oder auf der Schwelle sitzen, oder nur in eine rätselhafte Ferne blicken; welche Pfade des Glückes oder der Verzweiflung sie durchwandern werden: einmal an beim tiefsten oder höchsten Punkt ihres Pilgerweges werden sie zurückkehren zu dem Herzen, unter dem sie begonnen haben, um zu fragen: "War es auch dir so, Mutter?" Niemanden anders werden sie fragen, nicht Vater oder Lehrer oder Priester, sondern nur die eine, von deren Blut sie genährt worden sind. Und selbst der junge Gläubige auf Holbeins Bild, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, auf einem der Schlachtfelder dieser Erde zu verlöschen: sein letzter Herzschlag würde

nicht nach dem Vater verlangen und nicht nach dem Großen König etwa, soweit auch die Welt von ihrer beider Ruhm erfüllt gewesen sein mochte. Sondern wie auf diesem Kinderbild würde sein stiller und nun brechender Blick sich zu dem Antlitz der Mutter aufheben, zu diesem Antlitz, das damals schon alles zu wissen schien und das wohl auch dieses gewußt haben wird, daß alles Geborenwerden bezahlt werden muß und daß der Tob dicht bei der Liebe steht.

Ja, es ist ganz recht, daß diese Künstler die Mutter gemalt haben, als sie das Unsterbliche malen wollten. Hinter ihr hat zurückzutreten, was die Geschichte in den Vordergrund stellt. Der gewaltige und oft gewalttätige und öfters noch) blutige Weg dieser Geschichte ist von Männern gezeichnet worden, Kämpfe, Fortschritte, Niederlagen. Und oft will es uns scheinen, als sei der Stein wieder an den Ursprungsort zurückgerollt und als hätten die kommenden Geschlechter nun wieder zu erobern, was wir vor tausend Jahren schon besessen. Ihnen gebührt die Ehre oder Unehre, ihnen gebührt die Bewegung der Welt. Aber über dieser mag oft die Erhaltung stehen, die noch da ist, wenn jene zerbricht und verbrandet. Wie das Meer noch immer da ist, wenn die Welle verronnen ist.

Vor zweitausend Jahren wurde ein Kind geboren, das wir den Heiland nennen, und seine Mutter heißt die Gnadenreiche. Von seinem Vater steht geschrieben, daß er ein Zimmermann war, daß er sich schätzen ließ und daß er Jesus im Tempel suchte. Und das ist fast alles, was wir von ihm wissen. Er war ein Mittel und erlosch, als er zu dem großen Zweck der Welt verwendet worden war. Am Kreuz kniet die Mutter, und auf keiner Pieta ist Platz neben ihr und dem, der Knechtsgestalt auf sich nahm und den sie nun in den Armen hält. Ihr Herz allein durchdrang das Schwert. Sie allein ist erhöht worden, und zu ihr allein heben sich tausend und tausend gequälte Herzen empor. Sie allein hat geschenkt, wie nur die Mütter schenken: mit ihrem Blut, und nur aus dem Blut kommt das Unsterbliche.

Ist es nicht, als sei von ihrem Schicksal der Glanz und Schatten auf alle Mütter dieser Welt gefallen? Und auch die Mütter dieser Bilder, wiewohl sie alle gewußt haben, daß den so innig Geliebten und Umfangenen kein Kreuzestod bestimmt sein wurde, ist nicht in alle ihre Gesichter eine ganz feine Linie gezeichnet, in der die Erinnerung an jenen Kreuzestod sich heimlich ver-

birgt? Ein Schatten vielleicht nur, der sich unter die Augen gestohlen hat, eine unmerkliche Beugung im Lächeln der Lippen, eine unsichtbare Ferne, auf die der Blick sich richtet? Diejenige Ferne, die nicht nur Zukunft ist?

In verwirrten Zeiten geht der Sinn der Menschheit nicht nur voraus in das Vergangene eine kommenden besseren Zeit, sondern auch zurück zu den alten Göttern, die um den Weg der Frühe gestanden haben und die man hochmütig verließ. Nicht das Mögliche wird dann nur gesucht, sondern das Gewisse. Wenn der Kreis des Vergänglichen ausgesritten ist, will man das endlich Bleibende, daß keinem Wechsel mehr unterliegt. Dann kehren die verlorenen Söhne heim. Heimkehr aber gibt es nur zur Mutter oder zu Gott. Es heißt "das Vaterhaus", aber es heißt auch nur "das Mutterherz", so wie es nur "die Muttersprache" heißt. Was von der Liebe im Korintherbrief gesagt ist, daß sie alles trage und alles dulde und daß sie "die größte unter ihnen" sei, gilt nur von der Liebe Gottes und der der Mutter. Ihnen ist keine zu vergleichen.

Im Bilde von Mutter und Kind liegt der Ursprung der Menschheit, wie in ihm alles Ende liegt. Und wenden wir den Blick noch einmal zurück auf diese Blätter, so mögen wir nun ein stilles Urteil aus ihnen empfangen: ob die Scham uns leise anrührt oder die Wehmut, die Reue oder der milde Glanz, der um die Mäler der geliebten Toten spielt. Aber auch in dem bittersten Urteil wird noch immer die Liebe sein.

Ernst Wiechert

Zehn farbige Bilder

(bitte klicken Sie das gewünschte Bild an)

1. Hans Holbein d. J.: Holbeins Frau und Kinder
2. Rubens: Helene Fourment
3. Pieter de Hooch: Die Mutter
4. Jean-Baptiste S. Chardin: Das Tischgebet
5. Daniel Chodowiecki: Häusliche Lektion
6. E. Vigée-Lebrun: Die Künstlerin und ihre Tochter
7. Ferdinand Georg Waldmüller: Mutter und Kind
8. Honoré Daumier: Die Waschfrau
9. J. François Millet: Hungrige Schnäbel
10. Giovanni Segantini: Mutterglück